

Lichtenstein und Huhkahöhle — Die Uracher Alb als „Literaturlandschaft“

Prof. Dr. Hermann Bausinger

Diese Betrachtung gehört einer hierzulande eher verpönten Gattung an. Schon der Versuch, sie bezeichnen zu wollen, gerät eher ins Komische; Namen wie „Geoliteratur“ oder „Literaturgeographie“ tauchen auch in differenzierteren Angeboten der Literaturwissenschaft nicht auf. Dabei ist das Genre in einigen anderen Ländern wohletabliert, nicht einmal nur im Sinne einer Sondersparte lokaler Denkmalpflege, sondern als übergreifende wissenschaftliche Fragestellung nach dem lebendigen Bezug zwischen dem Lebensraum eines Poeten und seinem Werk. Indem wir „Lebensraum“ sagen und dabei — hoffentlich — stutzig werden, wird freilich auch deutlich, warum die Gattung verpönt sein muß, warum erst in allerjüngster Zeit wieder beachtlichere Anthologien unter landschaftlichem Blickpunkt erscheinen konnten), und warum die — an sich höchst relevante — Frage nach dem Heimatbegriff und dem Heimatbewußtsein der Avantgarde nur sehr zögernd gestellt wird: diese Frage nach den landschaftlichen „Prägekräften“ gravitiert noch immer sehr stark zum Mythos von Blut und Boden, oder, falls dies zu viel behauptet ist, sie ist zumindest schwer aus mehr oder weniger irrationalen Bereichen in die Perspektive nüchterner Betrachtung zu rücken.

Die wissenschaftliche Tradition auf diesem Gebiet wird beherrscht von dem monumentalen, halb genialischen und halb monoman-

ideologischen Werk *Josef Nadlers*, die „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“.) Die Stämme gelten dabei als „geschlossene Säulen geschichtlicher Einheit“, als organische Familienverbände; die historische Kritik und weitgehende Auflösung des Stammesbegriffs wird von Nadler nicht realisiert. Er glaubt die Literatur dort fassen und erklären zu können, „wo der Mensch mit tausend Fasern an einem bestimmten Erdenfleck festgewachsen ist“, und dabei wird die Ahnenreihe in diese Bindung einbezogen. Wie aber, wenn der Stammesbaum eines Dichters etwas ahnen läßt von der erstaunlichen, alle starren Stammesvorstellungen durchkreuzenden Mobilität, die es auch in früheren Jahrhunderten gab? Es ist hier nicht der Ort, eine detaillierte Kritik an Nadler²⁾ auszubreiten. In unserem Zusammenhang genügt es, den Namen Mörikes zu nennen, der für den Philologen nicht gerade schwäbisch klingt — und doch dürfte Mörike wohl in keiner schwäbischen Literaturgeschichte fehlen.

Wer eine Skizze über Urach und seine Umgebung in der Literatur versucht, wird jedenfalls auf *Eduard Mörike* nicht verzichten können. So muß also gefragt werden, ob es jenseits einer die Realität verkürzenden Stammesmystik einen zwingenderen Zugang zum Problem der Beziehung zwischen Landschaft und Dichtung gibt. Der Gedanke liegt nahe, diese Beziehung könne aus einer Typologie der Landschaften abgeleitet werden, so, daß eine bestimmte Landschaft in ihrer Eigenart auch bestimmte Bilder und Anschauungen provozierte. Wir können versuchen, uns einmal dumm zu stellen und alles zu vergessen, was wir über das quasi literarische Urach wissen. Das Bild des freundlichen Städtchens scheint von solcher literarischen Prägung ganz unabhängig; auch dem flüchtigen Besucher präsentiert sich die Stadt mit ihren vielen geschichtlichen Zeugnissen wie eingeschmolzen in die umgebende Natur; sie liegt, an abwechslungsreichen, teilweise sehr steilen Hängen, im Schnittpunkt von fünf Tälern; übereinstimmend wird man den Eindruck

des Natürlich-Heimeligen und zudem einer reichen Vergangenheit festhalten, wird man Urach verstehen als einen Ort, in dem Natur und Geschichte kaum lösbar ineinander übergehen.

Blättert man flüchtig in einer imaginären poetischen Urach-Anthologie von Mörike bis zur Gegenwart, so wird das Bild bestätigt: Lage und Gestalt des Ortes samt seiner Umgebung scheinen die dichterischen Produkte, so weit sie sich mit Ort und Umgebung befassen, recht unmittelbar zu beeinflussen.

Erst bei genauerem Zusehen bemerkt man, daß hier Ursache und Wirkung mindestens teilweise verkehrt wurden — anders gesagt: daß wir einem verdeckten Zirkelschluß zum Opfer gefallen sind. In unseren scheinbar unmittelbaren Blick auf die natürlichen und landschaftlichen Verhältnisse legen wir vieles, was wir aus der Literatur haben — gar nicht im Sinne eines bewußten Aktes, sondern in dem Sinne, daß wir einer allmählich in vielen Zeit- und damit Stilschichten geformten Blickweise gar nicht entgehen können. Noch die Sprache der Fremdenverkehrsprospekte — mit den lieblichen Matten, den blühenden Tälern, den steilen Felsen, der Geborgenheit des kleinen Städtchens —, ja selbst deren Bilder in der immer gleichen Auswahl, die Natur und Geschichte zusammenzwingt¹⁾, sind abhängig von „Mörike“, wenn dieser Name stellvertretend verstanden wird. Dabei geht es nicht um die — freilich auch recht zahlreichen — Fälle, in denen solche Prospekte Dichterstimmen zitieren, es geht vielmehr um einen sehr viel elementarerem Vorgang: daß unsere Sehweise prinzipiell durch geistesgeschichtliche und damit auch literarische Komponenten mitgeprägt ist.

Für unsere Fragestellung bedeutet dies: Selbst wenn die Landschaft über alle Stufen der Kultivierung hinweg im wesentlichen unverändert geblieben wäre, so hätte sich doch das *Verhältnis zur Landschaft* verändert. Man kann unter diesem Aspekt das Verhältnis zwischen Landschaft und Blick

auf die Landschaft — und das heißt gleichzeitig auch: zwischen Landschaft und Dichtung — als ein dialektisches verstehen, als „challenge“ und „response“, um diese von Toynbee propagierten Begriffe zu verwenden: die Herausforderung mag äußerlich über weite Strecken hinweg die gleiche bleiben; die Antworten sind verschieden, sind individuell, vor allem aber auch epochal geprägt — wobei freilich mit erheblichen Verwerfungen und Phasenverschiebungen zu rechnen ist: die Sprache der Fremdenverkehrsprospekte ist die der literarischen Romantik und des literarischen Biedermeier eher als die des 20. Jahrhunderts.

An einer solchen Verwerfung möchte ich deutlich zu machen versuchen, wie stark die Naturauffassung epochal, geistesgeschichtlich bedingt, wie sehr sie sozial vermittelt und gebunden ist. Das Beispiel führt freilich über die hier zu behandelnden Gebiete hinaus in eine etwas extreme Konstellation. Im Süden Frankreichs, in der Haute Provence, entstand in den fünfziger Jahren an der Stelle eines fast völlig verlassenen französischen Weilers eine Siedlung deutschsprachiger Banater; ein interessantes Objekt für Akkulturationsstudien — die Kinder kamen in die französische Schule, die jungen Leute gingen zum Teil in die umliegenden Fabriken zur Arbeit oder bekamen als Bauern über die Märkte Kontakt zu den Franzosen; für die Alten dagegen galt, was in der Umgebung verallgemeinernd gesagt wurde: die Umsiedler seien „toujours entre eux“. Bei einem meiner Besuche in dem Dorf ging gerade der Keuchhusten um. Ich erkundigte mich bei einer der Großmütter, in deren Obhut die Kleinen waren, was sie denn dagegen unternähmen. Die Antwort war, daß könne man nicht viel machen — höchstens, gut wäre es halt, wenn man auf den Mont Ventoux hinauffahren könnte. Ich weiß nicht, ob diese Feststellung als Aufforderung gemeint war; jedenfalls verpackte ich die Kinderschar mitsamt der Großmutter in meinem Auto und fuhr mit ihnen dem berühmten Berg entgegen — berühmt in der Geschichte der Literatur durch ein Zeugnis

früher Gebirgsbegeisterung: Petrarca, heimisch in der nahegelegenen Vacluse, hatte den Berg erstiegen und das mächtige Massiv als Zeichen der Erhabenheit der Schöpfung gefeiert.

Aber das war, im Blick auf meine Begleiter, eine unangemessene Assoziation. *Wie* unangemessen, erfuhr ich unterwegs. Die Kinder plauderten – und husteten – in großer Unbefangenheit; die alte Frau dagegen wurde immer stiller, wies nur gelegentlich die Kinder zurecht, und schließlich begann sie hörbar zu stöhnen, und auf teilnehmende Fragen winkte sie nur ab, so daß ich es ein wenig mit der Angst zu tun bekam. Ich will die Geschichte, obwohl sie noch eine Reihe retardierender Elemente aufwies, nicht unnötig dramatisieren. Wir waren fast schon auf der Höhe zwischen kargen Felsblöcken und vereinzelt knorrigen Bäumen, da sagte die Frau ein paarmal vor sich hin: „O Menschenelend!“, und schließlich brach es aus ihr heraus: „Sollt' auch ein Mensch glauben, daß es so ein Bergwesen gibt!“ In dieser Feststellung lag keine Begeisterung und keinerlei schwärmerisches Verhältnis zu Gottes schöner und einsamer Natur, sondern ein angstvolles Staunen, ja Erschrecken vor dem Fremden, Unerschlossenen, Wilden. Die Frau lebte gewissermaßen *à la* Petrarca; ihr Verhältnis zur Natur war elementarer und ursprünglicher, war wohl auch „natürlicher“ – wobei wir uns freilich mit solchen Begriffen auch schon im Koordinatennetz der Romantisierung bewegen.

Die provençalische Erfahrung läßt sich anhand eines literarischen, freilich ungedruckten Beispiels leicht auf die Uracher Alb übertragen. Es handelt sich um das handschriftliche Tagebuch „einer in den Herbstferien 1790 unternommenen Wanderung und Reise ... von Frid. Aug. Koehler, der Theol. Cand. u. Studierenden in Tübingen“, das sich auf der Stuttgarter Landesbibliothek fand.²⁾ Köhler war 22 Jahre alt, als er sein Unternehmen startete. Das Wort „Unternehmen“ ist dabei nicht zu hoch gegriffen: eine vierzehntägige Albwanderung war seiner-

zeit ein kleines Abenteuer, ein Stück Eroberung, wie es im Zeitalter des Serientourismus kaum mehr im Hochgebirge möglich ist. Köhler begann schon viele Wochen vor der Tour gemeinsam mit einem Freund ein regelrechtes Training – und zwar im Wandern und im Beobachten und Schildern. Auf seiner Wanderung kam er auch nach Urach, und er war gar nicht begeistert von dem Städtchen – war es doch „irregulär gebaut“ und hatte „zum größten Teil enge, unreinliche Straßen“. Hier spricht ein Aufklärer mit seiner Vorliebe für übersichtliche, möglichst gleichmäßige Formen; einer, der keinen Blick hat für die nur scheinbare Unordnung der verschachtelten Häuser, die sich als gewachsene Ordnung verstehen läßt, einer, der den Begriff des pittoresk Romanischen nicht kennt. Dies zeigt sich auch bei seiner Schilderung der Berge. Was für uns eher lieblich oder doch begeisternd ist, das war für ihn nur beengend, befremdend, bedrohlich. Dies hängt gewiß nicht nur mit den äußeren Unannehmlichkeiten zusammen, denen eine solche Wanderung damals unterworfen war, sondern spiegelt auch und vor allem eine andere innere Auffassung der Natur, die sich übrigens weitgehend als Ignoranz gegenüber der Natur äußert.

Mit Köhler stehen wir freilich schon an der Schwelle zu einer anderen Auffassung. Bei ihm gibt es schon empfindsame Anklänge, wo er etwa die Wolkenspiele über den Bergen beschreibt; aber im ganzen hat er doch noch ein prinzipiell anderes Verhältnis zu Natur und Landschaft als die Späteren. Geht man von ihm zurück, so findet man genügend Poeten, die relativ unberührt geblieben sind von dem, was man heute als „Naturschönheit“ empfindet; überschreitet man die Schwelle und durchmustert das 19. Jahrhundert, so kann man verfolgen, wie sich der Blick herausbildet und verfestigt, der heute, popularisiert und vergrößert, Tausende von Dia-Begeisterten und Touristen beglückt.

Sucht man einen handfesten Anfangspunkt für die Uracher Literaturgeschichte, so ist er

um das Jahr 1480 zu setzen. Damals entstand in Urach — nach der ersten Gründung in Blaubeuren — die zweite württembergische *Buchdruckerei*. Für dieses Datum war die geschichtliche Bedeutung Urachs maßgebend, über die ein kurzes Wort gesagt werden muß. Schon früh sind Grafen von Urach als Ortsherrsdiaft nachzuweisen; sie lebten auf Hohenurach, während das Stadtschloß erst im 15. Jahrhundert gebaut wurde. Damals gehörte Urach längst zu Württemberg, und es war ein bevorzugter Sitz, war zeitweilig auch die Residenz der württembergischen Herrscher; Eberhard im Bart zog von hier aus ins Heilige Land, und hier feierte er auch seine Hochzeit mit Barbara von Gonzaga*) — aus diesem Anlaß wurde das Schloß verschönert. Hohenurach — und auch dies bezeugt einen frühen Wandel in der Naturauffassung gegenüber dem hohen Mittelalter — lag jetzt abseits und wurde erst im 16. Jahrhundert wiederhergestellt, und zwar nicht als romantischer Jagdsitz, sondern als Gefängnis. Nicht wenige Geistliche, die sich der Reformation widersetzen⁷⁾, wurden in dieses Gefängnis geworfen, und dann verbindet sich ausgerechnet mit diesem Gefängnis auch wieder ein literarisches Datum: *Nikodemus Frischlin*, 1547 geboren, war schon mit 21 Jahren Professor für Poetik und Geschichte an der Universität Tübingen, war mit 30 gekrönter Dichter geworden; aber ebendies scheint ihm die Feindschaft und Mißgunst des Professorenkollegiums zugezogen zu haben: aufgrund seines Lebenswandels denunziert mußte er außer Landes gehen, von wo er seine Angriffe auf den herrschenden Adel und die Räte verstärkte, so daß der Herzog ihn — nicht unähnlich dem bekannteren Vorgang bei Schubart — verhaften und auf die Feste Hohenurach bringen ließ. Bei einem Fluchtversuch stürzte er im November 1590 ab und blieb zerschmettert am Fuß der Felsen liegen.

Diese mißlungene Flucht ist später oft romantisierend erzählt und gewissermaßen ins Bild der majestätischen Naturkulisse gerückt worden; im 19. Jahrhundert wurde

sogar die Volkssage aufgezeichnet (und wohl auch erfunden), daß an der Stelle, an der Frischlin sich zu Tode stürzte, ein besonderes Blümlein, eine wenig bekannte Orchideenart, erblüht sei. Das Werk Frischlins gibt jedenfalls keinen Anhalt für solche Naturschwärmerei; er schrieb vor allem lateinische Dramen, geistliche und weltliche, die zwar sehr viel von dem neuentstandenen vaterländischen Bewußtsein, aber kaum irgendwelche Naturbegeisterung spiegeln.

Allerdings zeigt die Zeit des Humanismus, daß die zuvor mit Köhler markierte Schwelle keineswegs als starre Abgrenzung verstanden werden darf. Es wäre ja auch erstaunlich, wenn ein Stück petrarcischer Empfindung nicht auch bei den deutschen Humanisten Eingang gefunden hätte. Tatsächlich gibt es eine größere Anzahl lateinischer Lobgedichte auf württembergische Landstriche, und darin tauchen hin und wieder auch die freundlichen Muster antiker Naturbeschreibung auf. Es ist aber auffallend, daß die Höhen der Alb — nicht umsonst noch die „Alpen“ genannt!) — der freundlichen Beschreibung entrückt werden; hier sind die Epitheta „asper“ und „durus“ üblich, und stereotyp wird das Bild steiniger Felder der milden und fruchtbaren Atmosphäre der Täler gegenübergestellt.)

Im Jahr 1626 kommt — in ermüdender Länge — ein deutsches Gedicht über Urach heraus. Der Pfarrer von Kohlstedten, *Johann Sebastian Wieland*, veröffentlicht es unter dem Titel: „Urach: Das ist / Warhaftige / Nützliche / Lustige / Beschreibung / der Weitberuembten Statt Urach an der Alp / im hochlöblichen Hertzogthumb Württemberg gelegen“. Der Vorwurf der poetischen Städtebeschreibung und das Genre des landschaftlichen Preisgedichts fallen nicht aus dem Rahmen humanistischer Poesie; relativ neu dagegen war die Verwendung der deutschen Sprache. Zwei Jahre zuvor hatte *Martin Opitz* sein „Buch von der Deutschen Poeterey“ veröffentlicht, in dem er den Weg wies, auf dem die deutsche Dichtung der italienischen und französischen und damit indirekt auch der antiken eben-

bürtig werden sollte. Pfarrer Wieland von der Alb hatte das Ziel begriffen, vom Weg dagegen offensichtlich nur wenig verstanden. Für Opitz war es ein wichtiges Prinzip, Vers- und Sinnakzent zusammenzubringen; aus Wielands Gedicht ist nicht mit Sicherheit abzulesen, ob er gegen diese Regel einfach verstieß, oder ob seine Verse über dem Versuch, sie zu beachten, so holperig gerieten, daß aller Fluß und alle Zierlichkeit abhanden kamen. Inhaltlich jedenfalls zeigt sich nichts prinzipiell Neues, wenn man davon absieht, daß der Poet sich immer wieder als Vollstrecker von Opitz' Absichten anpreist:

Es müßt dem teutschen Mann ja ein
große Schand sein,
wenn alles in ihr Sprach andre wußten
allein.
Martin Opitius öffentlich das beweisen
mit seinen Versen tut, mit sonderlichen
Preise,
dem ich, wanns nicht zu gring,
mein Lorbeerkranz gern gib
der teutschen Sprach zu gut, zu
fernerem Antrieb.¹⁰⁾

Im übrigen handelt es sich um eine Art historisch-topographische Beschreibung, mit langen Abschweifungen zur Dynastengeschichte, zur Geschichte einzelner Gewerbe und sonstiger Verrichtungen, und mit kritischen Anmerkungen zu einzelnen Ständen und Berufen. Der Blick auf die Natur ist nicht oder kaum von irgendwelchen ästhetischen Perspektiven bestimmt, sondern von solchen der Nützlichkeit oder auch einfach vom Prinzip enzyklopädischer Vollständigkeit.

Die Berg seynd gar nützlich / sie beschirmen
Vrach die Statt /
Sie bringen viel Blumen / von den man viel
Wurzel hat /
Sie geben gut Artzney / sie seynd vor vieler
Seuch /
Vertreiben schwer Kranckheit / seynd grosser
Würckung Reich.¹¹⁾

Es ist unmöglich und wäre wohl auch nicht lohnend, auf das langatmige Gedicht hier näher einzugehen; und es kann auch keines-

wegs Vollständigkeit aller poetischen Belege angestrebt werden, in denen das Gebiet sonst um diese und in der folgenden Zeit auftaucht. Springen wir nunmehr lieber, um den Unterschied zu markieren, über jene imaginäre Schwelle, die durch Köhlers Notizen angedeutet war.

Im Jahr 1823, eine knappe Generation nach Köhlers Journal, kommt zum erstenmal ein regelrechter „Albführer“ heraus, und zwar aus der Feder von *Gustav Schwab*, der als ein begabter Popularisierer und vor allem als Vermittler der Sagen des klassischen Altertums auch auf dem Gebiet der Jugendliteratur einen Namen hat. Bei ihm treten ganz andere Aspekte in den Vordergrund. Von ihm wird beispielsweise das Leben Nikodemus Frischlins einfühlsam geschildert, und zwar nicht nur aus dem Bewußtsein poetischer Verwandtschaft heraus, sondern nicht zuletzt wegen des schaurigen Endes von Frischlin, das für Schwab romantisch zu nennende Züge annimmt. Er zitiert die Klage, die *Justinus Kerner* auf Frischlins Ende gedichtet hatte:

Ihn schloßen sie in starre Felsen ein,
Ihn, dem zu eng der Erde weite Lande,
Doch er voll Kraft zerbrach den Felsenstein,
Und ließ sich abwärts am unsichern Bande,
Da fanden sie im bleichen Mondenschein
Zerschmettert ihn, zerrissen die Gewände —
Weh! Muttererde, daß mit lindnen Armen
Du ihn nicht auffengst, schützend, voll
Erbarmen.¹²⁾

— und Schwab selber hat Frischlin und seinen Tod später in ähnlicher Weise besungen.

In seinen Romanzen aus der Jugend Herzog Christophs von Württemberg spricht er auch von Urach und seinem Schloß:

Ihr Alpen, die ihr schaurig
Umlagert Urachs Thal,
Seyd ihr auch bang und traurig,
Theilt ihr des Herzogs Qual?
Ihr steht in Felsenfeste,
Ihr saht so manche Zeit!
Ihr hoffet doch das Beste,
Euch beugt nicht solches Leid.
Mich dünkt, ihr habt gelauschet

In jener Lenzesnacht
 Mit "Wäldern froh gerauschet,
 Mit Bächen Gruß gebracht.
 Im Maiendonnerwetter
 Ward euch geoffenbart,
 Daß diesem Land ein Retter
 Im Thal geboren ward.¹³⁾

Noch immer gilt also der Name Alpen, der Gebirgszug ist noch nicht zum Mittelgebirge mit der gemäßigten Bezeichnung Alb domestiziert; und die Berge werden ausdrücklich als „schaurig“ bezeichnet. In diesem Wort liegt aber schon das anheimelnd Unheimliche, wie es die Romantiker in ihren Naturdichtungen beschworen, und in den nächsten Strophen mit ihrer frohen Verheißung taucht die ganze Metaphorik auf, die damals und fortan zur Klischeewelt romantischer Naturbegeisterung gehörte.

Zu den Grundmustern romantischer Naturdichtung gehörte auch der Gleichklang zwischen den inneren menschlichen Stimmungen und den äußeren Gegebenheiten und die mitunter recht künstliche Übertragung von Bildern aus der Realität aufs eigene Leben. Auch hierfür bietet Gustav Schwab ein Beispiel, das gerade in seiner Dürftigkeit das Prinzip ganz deutlich macht. In seinem Gedicht „Das Schäferfest“ schildert er den Uracher Schäferlauf, der noch immer an Jakobi gefeiert wird, und erinnert sich dann an das Mädchen, das einst an seiner Seite dem munteren Treiben zusah. Das Gedicht schließt:

——Und so ward mein ganzes Leben
 Ihr ergeben,
 Nur ein heißer Schäferlauf.¹⁴⁾

Wiederum wären hier mit und neben Schwab noch eine ganze Anzahl von poetae minores zu nennen; doch es erscheint sinnvoller, sich für diese Zeit auf ein einzelnes typisches Zeugnis besonderer Qualität zu beschränken: *Eduard Mörikes* Gedicht „Besuch in Urach“.¹⁵⁾ Das Gedicht entstand 1827, anläßlich eines kurzen Besuchs in der Stadt, bei dem aber zwangsläufig die Fülle der Erinnerungen an die Seminarzeit auftauchen mußte, die Mörike in Urach ver-

bracht hatte. So trägt die Begegnung mit der Natur doppelten Charakter: der Dichter begegnet einmal der Natur als solcher, die immer die selbe bleibt ("Du bleibest, was du warst seit Tag und Jahren, Ohn' ein'gen Schmerz der Zeiten zu erfahren"), zum andern aber spiegelt sie ihm auch die verschwundene Zeit vor, und zwar in einem mannigfachen Wechsel der Stimmungen.

Besuch in Urach

Nur fast so wie im Traum ist mir's
 geschehen,
 Daß ich in dies geliebte Tal verirrt.
 Kein Wunder ist, was meine Augen sehen,
 Doch schwankt der Boden, Luft und Staude
 schwirrt,
 Aus tausend grünen Spiegeln scheint zu
 gehen
 Vergangene Zeit, die lächelnd mich verwirrt;
 Die Wahrheit selber wird hierzum Gedichte,
 Mein eigen Bild ein fremd und hold
 Gesichte!

Da seid ihr alle wieder aufgerichtet,
 Besonnte Felsen, alte Wolkenstühle!
 Auf Wäldern schwer, wo kaum der Mittag
 lichtet
 Und Schatten mischt mit balsamreicher
 Schwüle.
 Kennt ihr mich noch, der sonst hieher
 geflüchtet,
 Im Moose, bei süß-schläferndem Gefühle,
 Der Mücke Sumsen hier ein Ohr geliehen,
 Ach, kennt ihr mich, und wollt nicht vor
 mir fliehen?

Hier wird ein Strauch, ein jeder Halm zur
 Schlinge,
 Die mich in liebliche Betrachtung fängt;
 Kein Mäuerchen, kein Holz ist so geringe,
 Daß nicht mein Blick voll Wehmut an ihm
 hängt:
 Ein jedes spricht mir halbvergessne Dinge;
 Ich fühle, wie von Schmerz und Lust
 gedrängt
 Die Träne stockt, indes ich ohne Weile,
 Unschlüssig, satt und durstig, weiter eile.

Hinweg! und leite mich, du Schar von
 Quellen,

Die ihr durchspielt der Matten grünes Gold!
Zeigt mir die urbemoosten Wasserzellen,
Aus denen euer ewig's Leben rollt,
Im kühnsten Walde die verwachsenen

,Schwellen,
Wo eurer Mutter Kraft im Berge grollt,
Bis sie im breiten Schwung an Felsenwänden
Herabstürzt, euch im Tale zu versenden.

O hier ist's, wo Natur den Schleier reißt!
Sie bricht einmal ihr übermenschlich

Schweigen;
Laut mit sich selber redend will ihr Geist,
Sich selbst vernehmend, sich ihm selber

zeigen.
— Doch ach, sie bleibt, mehr als der Mensch,
verwaist,

Darf nicht aus ihrem eignen Rätsel steigen!
Dir biet' ich denn, begier'ge Wassersäule,
Die nackte Brust, ach, ob sie dir sich teile!

Vergebens! und dein kühles Element
Tropft an mir ab, im Grase zu versinken.
Was ist's, was deine Seele von mir trennt?
Sie flieht, und möcht' ich auch in dir

ertrinken!
Dich kränkt's nicht, wie mein Herz um dich
entbrennt,
Küssest im Sturz nur diese schroffen Zinken;
Du bleibest, was du warst seit Tag und
Jahren,
Ohn' ein'gen Schmerz der Zeiten zu
erfahren.

Hinweg aus diesem üpp'gen Schattengrund
Voll großer Pracht, die drückend mich

erschüttert!
Bald grüßt beruhigt mein verstummter

Mund
Den schlichten Winkel, wo sonst halb
verwittert

Die kleine Bank und wo das Hüttchen
stund;
Erinn'ung reicht mit Lächeln die verbittert
Bis zur Betäubung süßen Zauberschalen;
So trink' ich gierig die entzückten Qualen.

Hier schlang sich tausendmal ein junger Arm
Um meinen Hals mit inn'gem Wohlgefallen.

O sah' ich mich, als Knaben sonder Harm,
Wie einst, mit Necken durch die Haine
wallen!

Ihr Hügel, von der alten Sonne warm,

Erscheint mir denn auf keinem von euch
allen
Mein Ebenbild, in jugendlicher Frische,
Hervorgesprungen aus dem Waldgebüsche?

O komm, enthülle dich! dann sollst du mir
Mit Freundlichkeit ins dunkle Auge

schauen!
Noch immer, guter Knabe, gleich' ich dir,
Uns beiden wird nicht vor einander grauen!
So komm und laß mich unaufhaltsam hier
Mich deinem reinen Busen anvertrauen! —
Umsonst, daß ich die Arme nach dir strecke,
Den Boden, wo du gingst, mit Küssen decke!

Hier will ich denn laut schluchzend liegen
bleiben,

Fühllos, und alles habe seinen Lauf! —
Mein Finger, matt, ins Gras beginnt zu
schreiben:

Hin ist die Lust! hab alles seinen Lauf!
Da, plötzlich, hör' ich's durch die Lüfte
treiben,
Und ein entfernter Donner schreckt mich auf;
Elastisch angespannt mein ganzes Wesen
Ist von Gewitterluft wie neu genesen.

Sieh! wie die Wolken finstre Ballen
schließen

Um den ehrwürd'gen Trotz der Burgruine!
Von weitem schon hört man den alten
Riesen,

Stumm harrt das Tal mit ungewisser Miene,
Der Kuckuck nur ruft sein einförmig Grüßen
Versteckt aus unerforschter Wildnis Grüne, —
Jetzt kracht die Wölbung, und verhallt
lange,

Das wundervolle Schauspiel ist im Gange!

Ja nun, indes mit hoher Feuerhelle
Der Blitz die Stirn und Wange mir verklärt,
Ruf ich den lauten Segen in die grelle

Musik des Donners, die mein Wort bewährt:
O Tal! du meines Lebens andre Schwelle!

Du meiner tiefsten Kräfte stiller Herd!
Du meiner Liebe Wundernest! ich scheidet,
Leb wohl! — und sei dein Engel mein

Geleite!

In den ersten drei Strophen läßt sich der
Dichter erfassen in die Betrachtung all der
ihm lieb gewordenen großen und kleinen Er-

scheinungen der Natur, von denen ihm jede „halb vergeßne Dinge spricht“ und ihn in eine zwiespältige Stimmung versetzt, in der sich Schmerz und Lust die Waage halten, die unschlüssige und doch drängende Sehnsucht ist. Sie drängt hin zum Versuch der Hingabe an die Natur; aber der Hingabewille prallt an der Einsamkeit und Unveränderlichkeit der Natur ab. Wieder wird der Dichter von den „entzückten Qualen“ der Erinnerung übermannt; er wünscht sein „Ebenbild, in jugendlicher Frische“ herbei; aber auch dies Verlangen ist vergeblich, und so überläßt er sich erschöpft tiefer Verzweiflung, aus der ihn wiederum Stimmen der Natur — Blitz und Donner — herausreißen. Der Stimmungsumschwung ist vollständig: beherrschte ihn zuvor die Gewißheit, daß ihm die Vergangenheit unwiederbringlich verloren sei, so fühlt er jetzt, daß sie in die Gegenwart hereinwirkt, und bezeichnet den Aufenthaltsort seiner Jugendzeit als seiner „tiefsten Kräfte stillen Herd“.

Eine vollständige Interpretation¹⁶⁾ kann hier nicht gegeben werden; wir müßten uns sonst lange aufhalten, bei biographischen Streitfragen (in welchem Verhältnis steht das Gedicht zu Mörikes Peregrina-Erlebnis, und inwieweit spiegelt es durch jenes Erlebnis nur vorübergehend verdrängte Gedanken an seine Jugendliebe, an Klärchen Neuffer?) ebenso wie bei subtilen formalen Problemen (wie hat Mörike die ungewohnte, aber bei ihm häufige Stanzform bewältigt, und welche Wirkungen hat er aus dem Prinzip stetiger Wiederholung, das in dieser Form steckt, herausgeholt?). Wichtig ist in unserem Zusammenhang, daß hier eine bestimmte Schau auf die Natur vom Dichter erst geschaffen wird — wer sie voll erlebt, oder wer sie auch nur in der kümmerlichen Vermittlung der späteren sentimentalen Naturlyrik erfahren hat, kann ihr nicht mehr ganz entgehen. Mörikes Gedicht gibt Antwort auf die Natur, es schildert den Anruf einer bestimmten Landschaft — aber es prägt diese Landschaft auch, formt sie um, schafft ein Bild, das fortan mit ihr verbunden bleibt.

Literatur spiegelt also nicht nur Realität, sondern schafft sie, und dies gilt nicht etwa nur im Sinne literarischer Realität, sondern es gilt auch für die — tautologisch gesprochen — wirkliche Wirklichkeit. Dieser Aspekt drängt sich auf bei zwei Werken, die auch innerhalb der Jugendliteratur eine bedeutsame Rolle gespielt haben und die ebenfalls in der Umgebung von Urach angesiedelt sind: „Lichtenstein“ und „Rulaman“. Als 24jähriger schrieb *Wilhelm Hauff* 1826 seinen „Lichtenstein“. Sein Vorbild — zu dem er freilich ein gebrochenes und teilweise durchaus ironisches Verhältnis hatte¹⁷⁾ — war Walter Scott. Schon bei ihm führte der historische Roman nicht einfach in die Vergangenheit, sondern letztlich in die gute alte Zeit — wobei dieser Begriff freilich nicht allzu bieder und gemächlich interpretiert werden darf. Wichtiger als das historische Detail, und mochte es mitunter noch so ausgefeilt sein, war jedenfalls das Ungebrochene, Natürliche, Volle und Unberührte vergangener Zeiten; und dieses Prinzip der Highland-Romantik übernahm Hauff in vollem Umfang.

Noch vor ein oder zwei Generationen wäre es überflüssig gewesen, den Inhalt von Hauffs „Lichtenstein“ zu schildern — jetzt muß er wenigstens in aller Kürze skizziert werden. Die Geschichte führt in die Zeit der Reformation; sie spielt im Jahr 1519. Der württembergische Herzog Ulrich kämpft gegen die im Schwäbischen Bund zusammengeschlossenen Städte; als Tübingen dem Bund zufällt, muß er sein Versteck in der Nebelhöhle beim Lichtenstein verlassen und außer Landes, und auch sein Wiedereroberversuch schlägt fehl; er flieht in die Schweiz. Im Mittelpunkt von Hauffs Roman steht aber nicht eigentlich der Herzog, sondern der Ritter Georg von Sturmfeder, der sich aus Liebe zu Marie von Lichtenstein auf die herzogliche Seite schlägt und sich so die Hand der Geliebten verdient, und zentral sind gerade auch Randfiguren wie der Pfeifer von Hardt, den der Herzog nach der Niederschlagung eines Bauernaufstandes freigewürfelt hatte und der zusam-

men mit der Tochter Bärbele im positiven Kontrast zu den federfuchserischen Städtern steht.

Hauff nennt sein Werk „Romantische Sage aus der württembergischen Geschichte“, und jedes Wort dieses Untertitels hat sein Gewicht. Das Wort „romantisch“ umschreibt verhältnismäßig unspezifisch eine Atmosphäre des Abenteuers, es weist auf zugleich volkstümliche und gefühlvolle Elemente hin. Hierher gehören die Liebes- und Festszenen, die Schilderungen schwäbischer Bauernwirtschaft, die Partien im Dialekt, aber auch die Szenen vor den malerischen Kulissen der Nebelhöhle. Es geht in all diesen Szenen nicht um spezielles historisches Detail, geht weniger um die besonderen gesellschaftlichen Kräfte einer Zeit als vielmehr um das allgemeine Menschliche. — „Sage“ und „Geschichte“ stehen für uns im Widerspruch, aber für Wilhelm Hauff besteht hier eine fruchtbare, die Wirklichkeit nicht verbiegende, sondern erhöhende Spannung; im Ausklang seines Romans beschwört er „die Geister vom Lichtenstein“, denen er die Sagen, die nach seiner Auffassung höhere geschichtliche Wahrheit, verdankt. — Schließlich spielt auch das Stichwort Württemberg keine unwesentliche Rolle; Hauffs Erzählung gehört in den Zusammenhang des dynastischen, kleinräumigen Patriotismus, der für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts weithin charakteristisch war. Daß Hauff mit der Niederschrift seines Romans und mit der Verherrlichung der Württemberger möglicherweise den banalen Nebenzweck verfolgte, beim Konsistorium sein Gesuch um Dispens vom Predigtamt durchzudrücken, ist höchstens insofern von Wichtigkeit, als es zu der Ironie paßt, mit der Hauff seinem eigenen Werk gegenüberstand.

Aber dieses distanziert-ironische Verhältnis hinderte nicht die enorme Wirkungsgeschichte der romanhaften Erzählung, die weit über den engeren Bereich der Literatur hinausreicht. Gerade dies ist charakteristisch für durchschlagende Popularisierungs- und Trivialisierungsprozesse — wie *Meyer-Försters* Schauspiel „Alt-Heidelberg“ nach 1900 dem

Fremdenverkehr eine Richtung wies und sogar zur Verbreitung des Vornamens Karlheinz beitrug, so wirkte sich auch Hauffs Roman, und in noch stärkerem Maße, auf den verschiedensten Gebieten aus. Die lebhafteste Wirkung ist das Schloß Lichtenstein selber, das in seiner heutigen Gestalt nicht etwa mittelalterlich ist, sondern das Herzog Wilhelm von Urach, Graf von Württemberg, in den Jahren 1840/1841 als — nicht ohne dicke Anführungszeichen zu schreiben! — „mittelalterliche“ Ritterburg erbauen ließ. Der Rittersaal beherbergt eine stattliche Kunstsammlung; aber auch manche der populären Stiche mit Hauffschen Szenen aus dem 19. Jahrhundert sind zu finden, und dazu viele historische Talmi-Requisiten. Der Typus des Lichtensteins hat zudem eingewirkt auf den Stil anderer Bauten; Bürgerhäuser und nicht zuletzt studentische Verbindungshäuser nahmen, wenn sie schon nicht das Ganze kopieren konnten, wenigstens die Anregung von Details auf; und bis heute haben sich die kleinen Lichtensteinburgen in den Vorgärten gehalten.“) Schnell ist der Lichtenstein auch zum beliebten Motiv für Maler und Kupferstecher geworden, und nicht nur in Heimatmuseen, sondern auch in manchem Wohnzimmer kann man noch kolorierte Drucke sehen von Herzog Ulrich in der Nebelhöhle oder vom Bärbele, das in einfacher Tracht vor dem Schloß steht — dies letztere vor allem ist auch ein häufiges Postkartenmotiv.

Für die Vereinsbewegung, die im 19. Jahrhundert aufblühte, wurde der Lichtenstein zu einem wichtigen Symbol für patriotische Begeisterung und das Bekenntnis zur Geschichte. Die Sänger sdilossen sich im „Lichtensteingau“ zusammen; eine akademische Verbindung nahm den Namen „Lichtenstein“ an (und auf diesem Wege wohl übertrug sich der Name dann auch auf Gaststätten) — aber auch für viele andere Vereine und vereinsähnliche Gruppierungen wurde der Lichtenstein zum obligatorischen Tourenziel, so wie er heute noch für Betriebsausflüge und andere Reisegesellschaften ein Stück historischer und landschaftlicher „Ro-

mantik" verkörpert. Der Fremdenverkehr setzte hier nicht erst mit der großen Welle der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts ein; die Bahnstation über dem Honauer Tal entstand nur im Blick auf den Lichtenstein, und sie ist weidlich benutzt worden, noch ehe in der Nähe das Traifelberghotel gebaut wurde. Heute werden rund 200 000 Personen im Jahr durch die Räumlichkeiten des Lichtensteins geführt, und längst verkörpert die Burg auch für ausländische Besucher ein Bild deutscher Geschichte.²⁹⁾ Eklatanter läßt sich kaum beweisen, wie stark ein Roman die Realität verwandeln und prägen kann.

Darüber darf freilich das Fortwirken im weiteren Umkreis der *Literatur* nicht vergessen werden. Insbesondere wurde der Stoff rasch dem Theater adaptiert³⁰⁾; schon 1834 wurde an der Wiener Hofburg eine Dramatisierung von *Christoph Kuffner*, „Ulrich, Herzog von Württemberg“, aufgeführt. Bald gab es auch Opernfassungen, und Ende des Jahrhunderts kamen viele volkstümliche Lichtensteinspiele auf — das schon im Titel betont romantisierende Drama „Nebelhöhlezauber“ von *August Reiff* wurde von zahlreichen Vereinsbühnen gespielt. Aber auch dramatische und halbdramatische Sonderformen sind zu erwähnen. Schon im Winter 1840/41 bereiteten die Tübinger Burschenschaften einen Maskenzug zu Ehren des damals in Tübingen studierenden Kronprinzen Karl vor — Thema: Hauffs Lichtenstein. Das Ballkomitee mit zahlreichen Professoren hatte Bedenken, die Studenten wehrten sich, und erst als der Kronprinz höchstselbst zu äußern beliebte, daß er an einer solchen Darstellung seiner Verfahren Gefallen finde, nahm die Veranstaltung ihren Lauf. Auch in anderen Umzügen und Festzügen erschienen die Gestalten aus Hauffs Lichtenstein, so etwa bei der Feier des 500jährigen Münsterjubiläums in Ulm 1877, und 12 Jahre später bei der Feier anläßlich des Münsterausbaus. In kleineren Zirkeln waren vor allem „lebende Bilder“ beliebt, die sich wohl ihrerseits an der Historienmalerei des 19. Jahrhunderts orientierten. Um wenigstens *ein* konkretes Bei-

spiel vor Augen zu stellen: Als im Jahr 1896 der Verein deutscher Ingenieure in Reutlingen sein 40jähriges Bestehen feierte, da wurden solche lebenden Bilder inszeniert. Eines davon wird in der Beschreibung des Autors *Ernst Kapff* folgendermaßen geschildert: „Die Felsen öffnen sich, und man erblickt folgendes Bild: Tropfsteingrotte in der Nebelhöhle. Herzog Ulrich in der Tracht eines Edelmannes sitzt auf einem Lager von Tierfellen, vor ihm steht Georg von Sturmfeder, die Rechte betuernd auf die Brust gelegt, während die Linke das Schwert umklammert. Der Pfeifer von Hardt liegt halb aufgerichtet am Boden und blickt Georg freudig bewegt an.“ — Schließlich sind hier auch noch die „Lichtensteinspiele“ zu nennen, die als *Naturtheater*³¹⁾ in Honau am Fuße des Lichtensteins inszeniert wurden — aus 14 Gemeinden kamen die 150 Darsteller, und schon im ersten Spielsommer 1901 kamen 36 000 Zuschauer, darunter auch das württembergische Königspaar und andere Angehörige des königlichen Hauses — die dynastische Tradition war noch immer im Bewußtsein der Bevölkerung verankert, und sie war mitgeformt durch Hauffs Roman.

Aber nicht nur den speziellen Stoff des Lichtensteins hatte Hauff seinem Jahrhundert — und zum Teil noch unserem — mitgegeben; er war auch mit verantwortlich für die Konjunktur des historischen Romans insbesondere in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zwei Beispiele solcher Romane müssen in unserem Zusammenhang erwähnt werden.

Im Jahre 1869 erschien eine 605 Seiten lange „Erzählung“ mit dem Titel „Die Rose von Urach“; der Verfasser, der sich hinter dem Pseudonym *Gottfried Flammberg* verbarg, war der evangelische Theologe *Johann August Heinrich Ebrard*.³²⁾ Er blieb mit dem Stoff seines Romans einigermaßen bei seinem Metier: die „Rose von Urach“ ist das schöne und fromme Töchterlein des Uracher Pfarrers, das mitten im dreißigjährigen Krieg Not und Elend, Haß und Gefahr, das aber auch immer wieder zur rech-

ten Zeit Liebe und Treue erfährt. Die Pfarrfamilie muß zwar vorübergehend fliehen; aber die Uracher Idylle blieb doch bestehen — so, wie sie Ebrard sah. Historische Studien sind ihm nicht abzustreiten, auch wenn gelegentlich allzu gelungene Taten — etwa ein Kanonenschuß von Hohenurach mitten in den goldenen Saal des Schlosses — präsentiert werden. Wesentlicher als solche Züge sind aber andere Anachronismen unauffälligerer und prinzipiellerer Art: der ganze Roman spiegelt die Honoratiorenidylle des 19. Jahrhunderts in ihrer spätbiedermeierlichen gefühlvollen Sprache und in ihrem charakteristischen Milieu. Typisch dafür sind die vielen „Spaziergänge“, die in dem Buch unternommen werden. „Wo ließen sich auch schönere Spaziergänge machen, als in der Umgebung von Urach?“ fragt der Autor rhetorisch, und auf solchen Spaziergängen lagern sich Rosa und ihr Jugendfreund „an des Vaters Seite im Grase an des Baches Rand; sie standen auf und schöpften in zinnernem Becher einen frischen Trunk aus dem klaren Rinnsal, den sie dem Vater reichten; sie füllten den Becher von neuem für sich selbst; sie schauten über die Terrasse hinab in die schaurigschöne Tiefe; sie schlenderten dann mit dem Vater unter jungen Fichten hinauf bis zu den Quellen am Fuß des Felsengerölles, und nahmen von neuem ihren Sitz auf der Wiese ein.“ Am ehesten rückt der schreibende Pfarrherr von solcher Idylle ab, wo seine Naturbeschreibungen gewissermaßen strategisch gemeint sind. So schildert er zum Beispiel, wie ein Trupp von Württembergern den marodierenden kaiserlichen Truppen zuvorzukommen sucht, indem er eine Schlucht durchschneidet. „Aber das war ein Fehler, die Halde der Schlucht war diesseits steil, und so mit undurchdringlichem Weißdorn-gestrüpp bewachsen und mit umgestürzten morschen Baumstämmen behangen, daß das Hinabklettern in der Dunkelheit, die hier unter den Kronen der hohen alten Eichen herrschte, viel längere Zeit in Anspruch nahm, als jener Umweg würde gekostet haben. Unten angelangt, blieb man fast im

Morast stecken, und an der jenseitigen Halde zeigte sich vollends eine senkrechte Felswand, die gar nicht zu erklimmen war.“ Hier ist die Alblandschaft Szenerie, ist funktionalisiert; aber eben deshalb wird sie an manchen Stellen genauer, sorgfältiger und deutlicher beschrieben als dort, wo sie zentrales ästhetisches Objekt der Dichtung ist.

Diese „Funktionalisierung“ der Landschaft und damit eine akzeptable Belebung der Alb ist noch deutlicher und ist — bei aller Fantasie — nüchterner und treffender in den Romanen von *David Friedrich Weinland*, im „Rulaman“ und „Kuning Hartfest“. Dieser zweite Roman, der die Auseinandersetzungen zwischen Germanen und Römern auf der Alb lokalisiert, ist sicherlich durch Felix Dahn beeinflusst worden. Bekannter blieb der erste, der — nach seinem Untertitel — „aus der Zeit des Höhlenmenschen und Höhlenbären“ erzählt. In dem Roman wird die Ablösung der steinzeitlichen Aimats durch das Metallvolk der Kalats geschildert. Der Autor bemüht sich, seine Sympathien zu verteilen: die Kalats liegen auf der evolutionären Linie, aber die dem Untergang geweihten Aimats mit der alten Parre machen den bleibenden Eindruck mit ihrem ungebrochenen Heroismus.

Eine ähnlich breite Wirkungsgeschichte wie beim „Lichtenstein“ läßt sich hier nicht nachweisen. Der „Rulaman“ hat die Realität nicht in dem Maße verändert. Aber man könnte dies zugespitzt geradezu damit begründen, daß das Schloß Lichtenstein eben erst gebaut werden mußte, während die Tulkahöhle, die Nallihöhle, die Staffahöhle und Huhkahöhle schon in der ‚richtigen‘ Form existierten. Aber auch diese Höhlen und ihre Umgebung, insbesondere die Falkensteiner Höhle, in der man die Huhkahöhle wiedererkannte, wurden zu bevorzugten touristischen Zielen, und wenn sie auch nicht mit den technisch sorgsam erschlossenen Tropfsteinhöhlen der weiteren Nachbarschaft konkurrieren können, so sind doch auch sie heute etwas touristisch ‚zubereitet‘. Ja, man wird sagen dürfen, daß die ganze

schwäbische Höhlenbegeisterung, die ihre bedeutsamen wissenschaftlichen Konsequenzen hatte und hat²³), eine ihrer wesentlichen Motivationen im „Rulaman“ fand.

„Rulaman“ war ja doch eines der klassischen Jugendbücher.²⁴) Es erreichte seine erstaunliche Wirkung sicher nicht zuletzt deshalb, weil die professionellen Vermittler der Jugendliteratur das Werk besonders respektierten, nicht nur wegen seiner literarisch-stilistischen Qualitäten, sondern vor allem auch, weil sie Weinland als Forscher anerkannten. Es ist kein Zufall, daß der Autor fast immer als *D r .* David Friedrich Weinland zitiert wird — man hielt damit fest, daß er nicht einfach drauf los fabulierte, sondern daß er sich auskannte in der einschlägigen Wissenschaft. In Grabenstetten geboren hatte ihn schon in seiner Kindheit die Landschaft beim sogenannten „Heidengraben“, dem Außenposten einer keltischen Befestigungsanlage, zu interessieren begonnen — und später rang er ihr Zug um Zug, als Geologe und Paläontologe, als Archäologe und Historiker, als Zoologe und Botaniker Erkenntnisse ab.

Daß freilich auch die wissenschaftliche Fundierung klischierte Fantasiebilder nicht ausschloß, ja daß Wissenschaft selber stets ideologisch' von den Erkenntnisinteressen und den dominanten Bildern ihrer Zeit bestimmt ist, dies registrierte gegenüber der Vorgeschichte der als Zeitbeobachter stets hellwache und scharfäugige *Friedrich Theodor Viseber*. In seinen leicht ‚verwilderten‘ Roman „Auch Einer“ baute er eine lange Pfahlbaugeschichte ein, die sicherlich als ironisches Echo wenn nicht direkt auf „Rulaman“, so doch auf dessen zahlreiche Vorläufer und Nachahmer zu verstehen ist. Auch hier bewegt sich der Leser in einer mythischen Landschaft; aber während bei Weinland der Zauberarzt Angekko am Eingang der Huhkahöhle seine Hütte hat und darin sehr ernsthafte Prozeduren vornimmt, operiert man in Vischers Erzählung mit Zaubersprüchen gegen den Schnupfen; die vorgeschichtlichen Jäger singen munter bajuwa-

rische Lieder, und die Kinder rufen nach „Gsälz“ — der schwäbischen Sonderform (Sonderform im Sprachlichen wie im Sachlichen!) der Marmelade.

Friedrich Theodor Vischer war kein grandioser Dichter; aber er war ein lebendiger und vielseitiger Philosoph und in vielem ein seiner engen Gegenwart vorgreifender Utopist. Seine Parodie kündigt deutlich den Abbau des mehr oder weniger romantischen Zugangs zur Geschichte und zur Natur an. Zwar haben sich Reste davon bis in unsere Zeit gehalten — noch immer gibt es eine süßliche Heimatpoesie, in der die einmal erfüllt und wahrhaftig gewesenem Bilder zum blassen Klischee zerronnen sind. Aber daneben und darüber hat sich allmählich ein anderes Verhältnis zu Heimat und Natur herausgebildet, das — weil Idyll und begrenzte Perspektive sich zu bedingen scheinen — nicht ganz ohne idyllische Züge ist, das aber doch deutlich von den allzu gefühlvollen Verbrämungen abläßt. Dies kann nur noch durch drei knappe Beispiele angedeutet werden.

Das erste fällt noch ins 19. Jahrhundert. Der Name von *Eduard Paulus* ist bis heute in der lokalen Geschichtsforschung einigermaßen lebendig geblieben; seine Verdienste als Archäologe und vielseitiger Historiker werden nicht selten registriert. Als Lyriker ist er fast völlig vergessen. Zu Recht, wenn man ihn an großen Maßstäben mißt, zu Unrecht jedoch, wenn man die besten Partien seines Werks mit der durchschnittlichen Goldschnittlyrik seiner Epoche vergleicht. Zwar bleibt auch er über weite Strecken an den geläufigen Metaphern hängen; aber manchmal erhebt er sich darüber und formt eigene, neue Bilder. Die eigenartigste und für uns heute vielleicht packendste Albschilderung von Paulus enthält seine merkwürdige Dichtung „Der neue Merlin“ aus dem Jahr 1888, die in düsteren Visionen ein Bild der deutschen Zukunft entwirft: Bruderkrieg, Not, Zerstörung, Opfer und neue Einigung. Gerade dort, wo Merlin an seinem Pilgerstabe die ausgedörrte und versengte Gegend

durchmißt, scheint viel vom Erleben karger
Ablandschaft in die Dichtung eingegangen
zu sein:

Und dann ins Feld, doch unermeßlich stumm
Empfängt es ihn mit moorigen Bezirken,
Wacholderbüsche stehn zerstreut herum
Bei Sumpfgestrüpp und schlanken

Heidebirken.

Versauert ist der Boden, keine Hand
Des Menschen scheint darüber mehr zu
wachen,

Was nicht zur Felsenöde ausgebrannt,
Hat sich vertorft in schmutzig braune
Lachen.

Nur Dorn und Distel trägt der Acker jetzt
Und hohes, taubverwildertes Getreide –
Das ist der Bürgerkrieg – und hier

durchsetzt

Ein niedrer Damm in straffem Zug die
Heide.

Gras wächst auf ihm – hier zog die
Eisenbahn

Und ließ landauf, landab die Pfeife gellen,
Nun sind die Eisenschienen weggethan,
Es frißt der Schwamm die faulen

Eichenschwellen.

Die folgenden Verse des Merlingedichts sind
ausdrücklich „In der Heimat“ überschrie-
ben:

Apfelbäume, arme, kranke,
Angesaugt von fetter Mistel,
Stehen schief am Weg, wie flehend
Vorgereckt die dünnen Äste
Nach dem alten Mann, der mühsam,
In Erinnerungsgedanken,
Sich dahinschleppt, bis er endlich
Redits in einen Seitenpfad biegt,
Breit und wiesig; Glockenblumen
Wachsen drauf und hohes Dörnicht,
Draus die aufgestörten Vögel
Schreiend schwirren. Ganz am Wegend'
Ragt ein Lindenbaum, das dichte
Kronwerk auf die Mauer legend,
Welche langhin, halbzzerfallen,
Im Geleucht der Abendsonne
Vor den tiefgefurchten grünen
Waldschluchbergen funkelnd ansteigt.

Ein Albgedicht im herkömmlichen Sinne ist
dies freilich nicht; aber durch die Vision
schimmert doch die tatsächliche Landschaft
– und sie ergreift uns gerade in ihrer Herb-

heit, da wir offenbar der allzu glatten und
lieblichen Bilder müde sind. So zugänglich
und umgänglich die Alb im Verlauf der
letzten Jahrzehnte geworden und gemacht
worden ist – ihre eigentliche Schönheit
scheint mir nach wie vor streng, karg und
distanziert.

Als zweites Beispiel mag ein Roman von
Gerd Gaiser erwähnt werden. Gaiser bleibt
in vielen seiner Erzählungen der Landschaft
der Alb und dem ihr vorgelagerten Gäu
verbunden. In einem seiner Bücher aber ist
die Schwäbische Alb und ihre Geschichte das
Thema. Es handelt sich um „Das Schiff im
Berg“. Den Rahmen der Geschichte bildet
die Tätigkeit des Vorgeschichtlers Peter Hag-
mann, der auf einem Berg der Alb Grabun-
gen durchführt. Sein Zettelkasten enthält
knappe, wissenschaftlich nüchterne Notizen
– ihnen wird die bilderreiche Darstellung
der Epochen des Berges erläuternd kontra-
stiert. Die Geschichte des Berges ist zunächst
Naturgeschichte; in üppigen Bildern wird
das Gären und Wachsen der Frühzeit ver-
gegenwärtigt. Dann taucht der Mensch auf,
schreitet fort im Gang der Entwicklung –
aber nicht eigentlich nach vorn, nicht nach
oben. Der kulturkritische Aspekt, der Gai-
ser in anderen Romanen (etwa im „Schluß-
ball“) zivilisatorische Elemente skeptisch am
„Eigentlichen“ messen läßt, dominiert auch
hier: am Ende steht ein ärmliches Geschlecht,
das in Tropfsteinhöhlen und anderen abge-
zirkten Schauplätzen „gegen Eintrittsgeld
die Naur auf sich wirken läßt“, und das
vom tieferen Sinne der Dinge draußen
nichts mehr weiß, das die Mythen nicht
mehr versteht.

Das dritte Beispiel, das einige Jahre früher,
unmittelbar nach dem Ende des zweiten
Weltkriegs, zu terminieren ist: *Johannes R.
Bechers* episch-lyrische Dichtung „Urach
oder Der Wanderer aus Schwaben“. Dieses
Gedicht ist wenig bekannt geworden, und
eine Erklärung darüber scheint nötig, in wel-
cher Beziehung Becher zu Urach stand. Nach
dem ersten Weltkrieg kam der Marinerevo-
lutionär Karl Raichle nach Urach und sorg-
te übrigens für eine lokalhistorische Pikan-

terie, indem er die Tochter des kaiserlichen Professors und Rittmeisters Leinhaas heiratete, der nicht müde wurde, gegen die „rote Flut“ zu predigen. Auch *Theodor Plivier* hatte sein Domizil in Urach — und heute noch kann man ältere Uracher über die ‚Kolonie‘ am Seeburger Weg berichten hören, die nach deren Äußerungen durch erotische Libertinage charakterisiert gewesen sei. Vermutlich sind diese Äußerungen nicht allzu ernst zu nehmen — oder richtiger: sie sind wohl in erster Linie ernst zu nehmen als Spiegelung einer Bürgerschreckposition, wie sie von den Genossen am Seeburger Weg eingenommen wurde; sie vertraten bewußt sozialistische Ideen, verbunden mit naturschwärmerischen und allgemein anti-bürgerlichen Elementen. Nach dem Krieg war Becher noch einmal hier, und in seinem Gedicht beschwört er die Erinnerung und geht den Wegen eines der Freunde nach, der für seine Wahrheit aufstand und einstand und dafür fiel. Einleitung und Ausklang werden gebildet durch Skizzen von Urach und der Alb:

Die Rauhe Alb. Von Höhen wie umfassen
 Und zu den Höhen wie im Traumverlangen
 Aufblickend: Urach, Apfelbäume blühen,
 Und tief verneigen sich die Blütenzweige.
 Ein Holzfuhrwerk zieht hoch die Ulmer

Steige.

Die Burgruine: Fels im Hügelgrün.

Ein Bach, die Erms, mit hüpfenden Forellen,
 Man ist dabei, die Felder zu bestellen.
 Die Kinder spielen auf der Straße Ball.
 Der Apfelmost lärmt munter in der Schenke.
 Der „Grüne Weg“ und grügestrichene

Bänke.

Hand deutet auf dem Schild: „Zum
 , Wasserfall“.

An die gesicherte heimatische Idylle wird freilich, kaum ist sie ausgemalt, die Sonde sozialer Kritik gelegt: „Ein Kurhotel. Doch wer bezahlt die Preise?“, heißt es, und abseits mahnen Steinbruch, Friedhof, ungastliche Fabriken. Gleichzeitig aber hat die Idylle die Funktion, das Bild „echter“ Heimat zu verkörpern — sie versinnbildlicht im marxistischen Sinn die Rückkehr des Men-

schen aus der von den Verhältnissen geforderten Entfremdungen pathetischen Schlußversen taucht noch einmal Urach auf — als Symbol der guten Tat:

Und Urach war — das was wir selber

waren,

Und kehren welche heim nach vielen Jahren,
 Wohl dem, der alsdann sagen kann von sich:
 „Ich nahm an meiner Seele keinen Schaden!“
 ... Wir grüßen alle guten Kameraden!...
 Und Urach war... Urach klang heimatlich.

Auf dem äußersten Gipfel literarischer Qualität läßt sich gewiß auch dieses Gedicht nicht ansiedeln; ja, man wird ehrlicher Weise eingestehen müssen, daß keines der jüngeren Beispiele ganz frei ist von einem romantisierend-epigonalen Ton. Vielleicht erlaubt die „idyllische“ Lage, angelegt in der Topographie, aber mitdefiniert durch das ästhetische Gefühl und den literarischen Geschmack einer langen Epoche, den Poeten schwerlich etwas anderes. Beachtlich bleibt, wieviel sich an literarischen Linien kreuzt in dieser kleinen Stadt Urach und ihrer Umgebung. Zufall mag mit im Spiel sein, aber nicht nur: vielmehr ist noch einmal zu erinnern an die historische Prägung des einstigen Residenzstädtchens, das durch seine zentrale territorialpolitische Bedeutung dann auch andere zentrale Institutionen beherbergte wie das Theologische Seminar; und zu erinnern ist an die teils liebliche, teils gemäßigt-abenteuerliche Landschaft, die der Natursehnsucht einer bestimmten Zeit extrem entgegenkam. Ohne solche historischen Ausgriffe läßt sich der Atlas der Literatur nicht lesen; aber wenn man sie einbezieht, dann erscheint nicht ganz sinnlos, wofür diese flüchtige Skizze ein sehr lokales Beispiel bietet: eine Geographie der Literatur.

Anmerkungen:

1 Als Beispiel sei genannt: Atlas zusammengestellt von deutschen Autoren. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin, 1965.

2 Das Werk erschien in vier mehrbändigen Auflagen, die erste in 3 Bänden Regensburg 1912—18, die

- letzte unter leicht verändertem Titel In 4 Bänden Berlin 1965.
- 3 Zu einer solchen Kritik vgl. die Ausführungen von Wolfgang Emmerich: Germanistische Volkstumsideologie (= Volksleben Bd. 20). Tübingen 1968, S. 226-242.
 - 4 Zur spezifisch romantischen Annäherung von Natur und Geschichte vgl. Hermann Bausinger: Formen der „Volkspoesie“. Erich Schmidt Verlag, Berlin 1968, S. 17-27.
 - 5 Vgl. Hermann Bausinger: Eine Albwanderung im Jahr 1790. In: Blätter des Schwäbischen Albvereins, 61. Jg. 1955, S. 21-25.
 - 6 Das Ereignis wird kurz gestreift in einem Jugendbuch von Alberta Rommel: Ein Fremder kam nach Mantua, Verlag Herder, Freiburg 1969.
 - 7 Die Bedeutung Urachs als reformatorisches Zentrum wird u. a. auch dadurch bezeugt, daß hier die slowenischen Bibelübersetzungen Primus Trubers gedruckt wurden.
 - 8 Vgl. Hans Widmann: Schwäbische Alb – Geschichte eines Namens. Stuttgart 1957.
 - 9 Vgl. Hans Widmann: Die Schwäbische Alb in älterer Dichtung. In: Die Schwäbische Alb in Dichtung und Malerei. Im Auftrag des Schwäbischen Albvereins besorgt von Albert Walzer und Hans Widmann. Stuttgart 1963, S. 1–14. Zu den späteren Beispielen vgl. Hermann Bausinger: Die Alb in der Dichtung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Ebd. S. 58-72.
 - 10 Wielands Gedicht über Urach vom Jahr 1626. In: Blätter des Schwäbischen Albvereins, 20. Jg. 1908, Sp. 151-154 und 173-176; hier Sp. 175.
 - 11 Vgl. Hans Widmann (wie Anm. 9), S. 10.
 - 12 Gustav Schwab: Die Neckarseite der Schwäbischen Alb. Neudruck der Erstausgabe von 1823. Mit einer Einführung von Hans Widmann. Tübingen 1960; S. 112.
 - 13 Theodor Klaiber: Urach in der schönen Literatur. In: Beschreibung des Oberamts Urach, hg. vom K. Statist. Landesamt. Stuttgart 1909, S. 496-507; hier S. 499 f.
 - 14 Ebd. S. 499.
 - 15 Werke, hg. von Harry Mayne, 1. Bd.
 - 16 Vgl. etwa Gerhard Storz: Eduard Mörike. Stuttgart 1967; S. 86-96.
 - 17 Vgl. hierzu Hauffs Skizze: Die Bücher und die Lesewelt. In: Sämtliche Werke, hg. von Rudolf Krauß, 6. Teil Leipzig o. J., S. 63-79.
 - 18 Vgl. zu dieser ‚Vorgartenkunst‘ Elke Schwedt: Volkskunst und Kunstgewerbe (= Volksleben Bd. 27). Tübingen 1970.
 - 19 Auf die Geschichtsforschung hat Hauffs Lichtenstein eingewirkt; mindestens in der Fragestellung und in der Richtung der Kritik sind zahlreiche Untersuchungen über Herzog Ulrich und seine Zeit durch den Roman determiniert. Vgl. etwa Max Schuster: Der geschichtliche Kern aus Hauffs Lichtenstein. Stuttgart 1904. Max Drescher: Die Quellen zu Hauffs Lichtenstein. Leipzig 1905.
 - 20 Vgl., auch zu den folgenden Belegen, Gerlinde Hohe: Historische Stoffe auf dem volkstümlichen Theater Württembergs seit 1800 (= Volksleben Bd. 4). Tübingen 1964; insbesondere S. 97-112.
 - 21 Vgl. Brigitte Schöpel: „Naturtheater“. Studien zum Theater unter freiem Himmel in Südwestdeutschland (= Volksleben Bd. 9). Tübingen 1965.
 - 22 Unter dem gleichen Titel erschien auch ein Roman von Franz Siking. Vgl. Klaiber (wie Anm. 13), S. 497.
 - 23 Vgl. Hans Binder: Notizen zur Geschichte der Höhlen- und Karstforschung in Württemberg. In: Jahreshfte d. Vereins für vaterländische Naturkunde, Württ., 123. Bd., Stuttgart 1968; S. 393-397.
 - 24 In der jüngeren Geschichte des Jugendbuches wird Weinlands Roman allerdings auffallend vernachlässigt.